

Was wäre gewesen, wenn?

Der Nutzen kontrafaktischen Denkens für Geschichtswissenschaft und Unterricht

Dierk Walter

Überleben und Sterben historischer Akteure, der Ausgang von Feldzügen und Schlachten, das Wetter: Der Zufall spielt unübersehbar eine große Rolle in der Geschichte. In der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft ist es verpönt, kontrafaktische Überlegungen anzustellen – sich zu fragen, wie die Geschichte mit kleinsten Veränderungen im zufälligen historischen Detail bereits ganz anders hätte verlaufen können. Dabei helfen kontrafaktische Fragestellungen der Geschichtswissenschaft, scheinbar zwangsläufige Kausalitäten zu hinterfragen und zu einer zuverlässigeren Einschätzung historischer Prozesse zu gelangen. In Schule und Studium kann das alternativhistorische Denken helfen, das Interesse für das Zusammenspiel historischer Faktoren, für die Funktionsweise von politischen Systemen und Gesellschaften, für die Beziehung zwischen Individuum und Struktur zu fördern.

Adolf Hitler hat rund 40 Attentate überlebt – einige nur knapp und rund die Hälfte vor 1939. Hätte auch nur eines Erfolg gehabt, wäre dann der Menschheit der ganze Zweite Weltkrieg mit seinen ca. 60 Mio. Todesopfern erspart geblieben – vom Holocaust zu schweigen? Winston Churchill, der britische Premierminister, der historisch eng mit dem erbitterten Widerstand Großbritanniens gegen die Achsenmächte verknüpft ist, wäre 1931 in New York bei einem Autounfall fast ums Leben gekommen. Hätte er nicht überlebt, hätte die britische Regierung dann im Sommer 1940, nach dem deutschen Sieg über Frankreich, einen Kompromissfrieden mit Hitler geschlossen, der Deutschland zur unbestrittenen Hegemonialmacht Europas machte? Und hätte am 6. Juni 1944 das Sturmwetter im Ärmelkanal nicht, wie von amerikanischen Meteorologen riskanterweise vorhergesagt, tatsächlich kurzfristig aufgeklärt und wäre entsprechend die alliierte Landung in der Normandie – die entscheidende Operation an der Westfront des Zweiten Weltkrieges – mit schweren Verlusten gescheitert, hätte dann die Sowjetunion Europa vollständig erobert? Oder wäre die Atombombe statt auf Hiroshima und Nagasaki auf Berlin und Hamburg gefallen?

Die zentrale Rolle des Zufalls

Das sind nur einige der „Was-wäre-gewesen-wenn“-Fragen, die sich an das menschlich und weltpolitisch folgenreichste Ereignis der jüngeren Geschichte, den Zweiten Weltkrieg, stellen lassen. Und es sind Fragen, die in wichtiger Hinsicht zum Denken anregen. Nicht nur verweisen sie auf die zentrale Rolle, die der Zufall in der Geschichte spielt: Ob ein Attentat Erfolg hat, ob ein Autounfall tödlich ausgeht, ob das Wetter mitspielt, das sind keine historischen Strukturen, das ist reine Kontingenz, und in diesen Fällen Kontingenz mit welthistorischer Relevanz. Das Durchspielen alternativer Ausgänge zwingt uns auch, die Bedeutung von Ereignissen, Personen und Strukturen zu hinterfragen und in Beziehung zu setzen: Wie stabil oder wie labil war das NS-System? Hätte es auch ohne den Diktator überlebt? Und hätte es ohne dessen besessene Verfolgung seiner Wahnfantasien dieselben oder jedenfalls ähnlich katastrophale Konsequenzen haben können? Wie war es um politische Konstellation, öffentliche Stimmung und nationale Moral in Großbritannien im Sommer 1940 bestellt?

Hätten die Briten ebenso wie die große Mehrheit der Franzosen mit dem NS-Regime unwillig kooperiert? Brauchte es Personen wie Hitler und Churchill (und Roosevelt und Stalin), damit der Zweite Weltkrieg so verlief und ausging, wie er das historisch tat? Was entscheiden militärische Großoperationen tatsächlich? Wie aggressiv oder expansiv war das Sowjetregime? Wie rassistisch motiviert war der erste Atombombenabwurf der Geschichte? Und wie sehr hing das US-amerikanische Engagement im Kalten Krieg von der historisch kontingenten Teilung Europas ab?

Kleinste Veränderungen mit größten Wirkungen

Wichtige Fragen, die unsere Einsicht in historische Strukturen maßgeblich erweitern. Und solche und ähnliche Überlegungen lassen sich nicht nur für den Zweiten Weltkrieg anstellen, sondern können und sind quer durch die Weltgeschichte betrieben worden, über Szenarien der Vermeidung des Ersten Weltkrieges, alternative Ausgänge des amerikanischen Sezessionskrieges (1861 – 1865), der Schlacht von Waterloo (1815) oder des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges (1775 – 1783), die Verhinderung der ganzen Entwicklung der modernen angloamerikanischen Welt und ihres freiheitlichen Gedankengutes durch einen Sieg der spanischen Armada über England (1588) – erneut war hier realhistorisch ein Sturm beteiligt – bis hin zu Überlegungen, wie der Untergang des Römischen Reiches in der Spätantike hätte ausbleiben können und was die Folgen gewesen wären. Auffallend ist dabei natürlich, dass solche „kontrafaktischen“ Überlegungen sich vorzugsweise historischer Situationen annehmen, in denen kleinste Veränderungen größte Wirkungen gehabt haben könnten – neben biografischen Details wichtiger Akteure und dem klassisch unberechenbaren Wetter ist das eben häufig der Krieg, nach dem preußischen Kriegsphilosophen Carl von Clausewitz klassisch „das Gebiet des Zufalls“; auch wenn sich dabei immer zugleich die ebenfalls zentrale Frage stellt, was Kriege überhaupt entscheiden oder ob sie nicht lediglich den politischen Nachvollzug tiefer liegender sozioökonomischer, demografischer oder ökologischer Prozesse unterstützen – eine Interpretation, der naturgemäß die Strukturgeschichte zuneigt.

Scheu vor „Was-wäre-wenn“-Fragen

Es gibt eine vornehmlich angloamerikanische Forschungsstradition, die sich mit solchen Fragen beschäftigt, und es gibt eine Anzahl kontrafaktischer historischer Romane (die gerne als Science-Fiction-Literatur vermarktet werden, obwohl sie mit Technikfantasien meist wenig zu tun haben) sowie eine breite populärhistorische Grauzone zwischen beiden Genres. In der professionellen deutschsprachigen Geschichtsschreibung aber ist es weithin verpönt, alternativhistorische Überlegungen anzustellen. „Kontrafaktisch“, das ist in der historischen Zunft gleichbedeutend mit „ahistorisch“, mit von quellengestützter Erkenntnis losgelöster eitler Spekulation. Deutsche Historiker scheuen vor dem „Was-wäre-wenn“ zurück wie vor einer Einstiegsdroge: Gerade weil Gedankenspiele mit der historischen Kontingenz, mit alternativen Ausgängen so ungemein reizvoll sind, werden sie als gefährlich geächtet. Die wenigen Forschenden, die sich trotzdem daran heranwagen, räumen in ihren Schriften der pflichtbewussten Apologie meist ebenso viel Raum ein wie der eigentlichen kontrafaktischen Diskussion. Und aus dem Proseminar Geschichte hat jeder Studierende zumindest eine rituelle Schere im Kopf verinnerlicht: kontrafaktisch? Das darf man nicht.

Die Kritik, der sich die kontrafaktische Historie ausgesetzt sieht, ist fundamental: Geschichte ist das Geschehene, nicht das Ungeschehene. Alternativgeschichten produzieren keine Quellen, mithin kann man sie auch nicht erforschen. Ungeschehene Geschichten sind per definitionem unwahr, die Wissenschaft aber hat die Aufgabe, Wahrheit zu ergründen.

Dem ersten Einwand – Geschichte ist nur das Geschehene – kann man wenig begegnen, außer: Wer keine kontrafaktische Geschichte machen mag, soll es eben lassen. Zum zweiten Punkt – es gibt keine Quellen – lässt sich sagen, dass Alternativgeschichte ja nicht von Quellen losgelöste Spekulation ist, jedenfalls nicht mehr als Geschichtsschreibung an sich: Sie bedient sich derselben Quellen, sie zieht mit den gleichen Techniken Schlüsse daraus – nur eben mit anderen Fragestellungen und Blickrichtungen. Und was die Wahrheitsfrage betrifft: Dass Geschichtswissenschaft Wahrheit zutage bringt, das sollte Studierenden schon im ersten Semester ausgetrieben werden. Wie der britische Schriftsteller Samuel Butler anmerkte, „though God cannot alter the past, historians can.“

Notwendigkeit des kontrafaktischen Elements

Tatsächlich ist Geschichtsschreibung immer die Suche nach plausiblen Zusammenhängen, nach der Verknüpfung von Faktoren, nach dem interpretatorischen Pfad im Faktendschungel. „Wie es eigentlich gewesen“ – nach dem bekannten Diktum Leopold von Ranke (1795 – 1886) das, was Historiker ergründen wollen –, weiß doch in Wahrheit keiner von uns. Geschichte schreiben bedeutet daher immer, zwischen alternativen Entwürfen abzuwägen. Und dieses Abwägen führt zwangsläufig, wenn auch nur gedanklich, auf den Pfad des Kontrafaktischen. Tatsächlich kann in letzter Instanz eine Geschichte, die irgendetwas erklären und nicht beim reinen Chronistentum stehen bleiben will, auf das kontrafaktische Argument gar nicht verzichten. Wer behauptet, der Umstand A habe zum Ereignis B geführt, der sagt automatisch auch, ohne A wäre B ausgeblieben – und muss sich fragen lassen, ob das wirklich stimmt. Und selbst wer, etwas weniger simpel, argumentiert, die Faktoren A, B, C und D hätten gemeinsam zum Ereignis E beigetragen, möchte doch auch wissen, inwieweit diese Faktoren, jeder für sich genommen, hinreichende und/oder notwendige Voraussetzungen für E waren. Das aber geht nur durch Gedankenspiele des Typs: „Hätte es kein A gegeben, hätten dann B, C und D immer noch genügt, E herbeizuführen?“ – und das ist kontrafaktische Geschichte. Wenn man also beispielsweise nach dem Stellenwert der Ost-West-Konfrontation des Kalten Krieges für die Geschichte der Jahre 1945 bis 1989 fragt, dann fragt man in Wirklichkeit: Wie hätte die Welt dieser Jahrzehnte ohne den Kalten Krieg ausgesehen? Welche historischen Faktoren hätten sie geprägt und wie hätten sie zusammengespielt? Wie wäre die deutsch-deutsche Geschichte, wie die westeuropäische Einigung verlaufen? Wie hätten sich moderne Gesellschaften ohne den Schatten der Atombombe entwickelt? Wären die Kolonialreiche gleichermaßen just zu dieser Zeit aus der Geschichte verschwunden? Das reine Nachzeichnen des Geschehenen erklärt in komplexen historischen Konstellationen nur sehr wenig.

Alternativhistorien sind daher, zumindest in der simpelsten Form, für die Geschichtswissenschaft offenbar unvermeidlich. Aber sind sie auch positiv von Nutzen, jenseits reiner Umkehrschlüsse auf der Basis formaler Logik?



Ja, definitiv. Sie haben sogar eine sehr wichtige Funktion für die Geschichtsschreibung. Kontrafaktische Szenarien, zu Ende durchdacht, ermöglichen zuverlässigere Bewertungen der Folgen historischer Ereignisse und Entschlüsse. Machen wir uns etwa klar – wie es der amerikanische Militärgeschichtswissenschaftler Williamson Murray überzeugend tut –, dass die deutsche Wehrmacht 1938 in keiner Weise kriegsbereit war und einen Krieg mit den Westmächten niemals hätte rasch gewinnen können, wie sie es 1940 konnte: In welchem Licht erscheint dann die Entscheidung des britischen Premierministers Neville Chamberlain, Hitler in München das Sudetenland zuzuschancen?

Alternativgeschichte hilft uns auch zu vermeiden, unsere Kenntnis des späteren Ereignisses die Sicht auf das frühere trüben zu lassen. Man neigt doch fast instinktiv zu der Annahme, dass das, was tatsächlich geschah, gleichzeitig auch das sei, was hätte geschehen müssen. Wir wissen natürlich formal, dass es nicht so ist, aber wir können uns – ohne bewusstes Durchdenken kontrafaktischer Szenarien – schwer dagegen wehren. Tatsächlich lässt sich die Färbung des Urteils über eine historische Situation durch das Wissen um den Ausgang im sozialwissenschaftlichen Experiment zweifelsfrei belegen. Wie Robert Ransom in seiner kontrafaktischen Geschichte der Konföderierten Staaten von Amerika richtig anmerkt, sprechen heutige Historiker vor allem deswegen vom „Southern gamble“ – vom Hasardspiel des Südens, nach der Unabhängigkeit zu greifen –, weil sie bereits wissen, dass die Südstaaten den Krieg verloren haben. Wie würden wir die Entscheidung bewerten, wenn der Süden gewonnen hätte? Oder wenn wir den Ausgang schlicht noch nicht wüssten? Oder um näher an der deutschen Erfahrung zu bleiben: Eine Geschichte der Reichsgründung von 1871, die nicht spätestens ab der Revolution von 1848 alles sehr auf die Rolle der Nationalbewegung und die dominante Persönlichkeit und zielstrebige Politik Bismarcks zulaufen lässt, muss man mit der Lupe suchen.

Möglichkeiten und Nutzen der Alternativgeschichte

Alternativgeschichten ermöglichen uns, zu einem gewissen Grad unsere nachträgliche Weisheit abzuschütteln und allzu teleologische (am historischen Ausgang orientierte) Interpretationen zu vermeiden. Sie erinnern

uns daran, dass Geschichte zum Zeitpunkt, als sie geschah, noch ungeschrieben war, kontingent war, dass sie hätte auch anders ausgehen können. Wie der deutsche Futurologe Karlheinz Steinmüller treffend über die Welt nach 1990 bemerkt hat: „Aus der Sicht der achtziger Jahre leben wir in einer ziemlich unwahrscheinlichen Alternativ-Zukunft.“ Kurzum: Das Studium kontrafaktischer Geschichte hilft uns dabei, der Mahnung des großen deutschen Historikers Thomas Nipperdey gewahr zu bleiben: „Der Historiker und sein Leser müssen der Vergangenheit wiedergeben, was sie einmal hatte, was jede Zeit und auch unsere Gegenwart hat, nämlich eine offene Zukunft.“

Das heißt nicht, dass ernsthafte Historiker ausgedehnte, elaborierte Alternativgeschichten schreiben müssen. Diese zweifellos reizvolle Übung strapaziert doch mit einer gewissen Entfernung von der ursprünglichen Veränderung der Realgeschichte – dem anders ausgegangenen Zufallsereignis – entweder die Möglichkeiten der zumindest im Kern quellen gestützten historischen Erkenntnis oder die Regeln der Wahrscheinlichkeit, die nämlich nahelegen, dass veränderte Konstellationen jeweils veränderte Konsequenzen haben, so dass sich die Abweichungen von der uns bekannten Geschichte immer weiter aufschaukeln. Vor der Wahl zwischen Implausibilität und reiner Fantasie wird der professionelle Historiker irgendwann kapitulieren müssen. Aber der Einsicht, dass Geschichtsschreibung ohne kontrafaktisches Denken in Gefahr ist, unwillkürlich in Teleologie oder Chronizismus zu enden, der sollte sich vielleicht auch die deutsche Historikerzunft stellen.

Im schulischen Geschichtsunterricht und im Geschichtsstudium können Experimente mit Alternativgeschichten die Lernenden dazu zwingen, sich intensiver mit den historischen Strukturen auseinanderzusetzen, als es die passive Aufnahme und Reproduktion von wissenschaftlichen Erkenntnissen und Interpretationen erfordert. Schon die simpelsten „Was-wäre-gewesen-wenn“-Fragen führen unweigerlich so tief in die strukturellen Zusammenhänge eines politischen Systems oder einer Gesellschaft, dass die Neugier, mehr wissen zu wollen, sich beinahe automatisch einstellt.

Weiterführende Literatur:

Brodersen, K. (Hrsg.): *Virtuelle Antike. Wendepunkte der Alten Geschichte*. Darmstadt 2000

Bunzl, M.: *Counterfactual History: A User's Guide*. In: *American Historical Review*, 109/2004, S. 845–858

Cowley, R. (Hrsg.): *What If? Military Historians Imagine What Might Have Been*. London 2001

Demandt, A.: *Ungeschehene Geschichte. Ein Traktat über die Frage: Was wäre geschehen, wenn...?* Göttingen 2005⁴

Ferguson, N. (Hrsg.): *Virtual History. Alternatives and Counterfactuals*. London 1997

Ransom, R. L.: *The Confederate States of America. What Might Have Been*. New York 2005

Salewski, M. (Hrsg.): *Was Wäre Wenn. Alternativ- und Parallelgeschichte: Brücken zwischen Phantasie und Wirklichkeit*. Stuttgart 1999

Tetlock, P. E./Lebow, R. N./Parker, G. (Hrsg.): *Unmaking the West. "What-If?"-Szenarios That Rewrite World History*. Ann Arbor, MI, 2006

PD Dr. Dierk Walter ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Hamburger Institut für Sozialforschung und lehrt an den Universitäten Hamburg und Bern.

